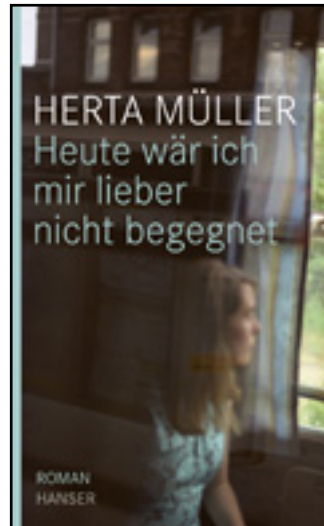


# HANSER



Herta Müller

Heute wär ich mir lieber nicht begegnet

Roman

ISBN: 978-3-446-23521-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23521-2>

sowie im Buchhandel.

*Ich bin bestellt.* Donnerstag Punkt zehn.

Ich werde immer öfter bestellt: Dienstag Punkt zehn, Samstag Punkt zehn, Mittwoch oder Montag. Als wären Jahre eine Woche, mich wundert schon, daß es dabei nach dem späten Sommer bald wieder Winter ist.

Auf dem Weg zur Straßenbahn hängen wieder die Sträucher mit den weißen Beeren durch die Zäune. Wie Perlmutterknöpfe, die unten angenäht sind, vielleicht bis in die Erde hinein, oder wie Brotkugeln. Für weiße Vogelköpfe mit weggedrehten Schnäbeln sind die Beeren viel zu klein, trotzdem muß ich an weiße Vogelköpfe denken. Davon wird man schwindlig. Lieber denk ich an Schneetupfen im Gras, aber davon wird man verloren, und von Kreide schläfrig.

Die Straßenbahn hat keine festen Fahrzeiten.

Mir scheint sie rauscht, wenn es nicht die hartblättrigen Pappeln sind. Sie kommt schon angefahren, heute will sie mich gleich mitnehmen. Ich hab mir vorgenommen, den alten Mann mit dem Strohhut beim Einsteigen vorzulassen. Als ich kam, stand er schon an der Haltestelle, wer weiß wie lange. Gebrechlich ist er zwar nicht, aber dünn wie sein Schatten, bucklig und matt. In der Hose ist kein Hintern, keine Hüften, nur die Knie sind ausgebeult. Aber

wenn er nun ausgerechnet jetzt, wenn die Wagentür aufgeht, auf den Boden spucken muß, steig ich doch vor ihm ein. Es sind fast alle Sitze frei, und er sucht sie mit den Augen ab und bleibt dann stehen. Daß so alte Leute nicht müde sind und sich das Stehen nicht für dort aufheben, wo man nicht sitzen kann. Manchmal hört man alte Leute sagen: Auf dem Friedhof liegt man noch lang genug. Dabei denken sie gar nicht ans Sterben, und sie haben auch recht. Es ging noch nie der Reihe nach, es sterben auch Junge. Ich setz mich immer, wenn ich nicht stehen muß. Auf dem Sitz zu fahren ist, als würde man im Sitzen gehen. Der Mann mustert mich, in diesem leeren Wagen spürt man das gleich. Zum Reden habe ich den Kopf nicht frei, sonst würde ich fragen, was es an mir zu sehen gibt. Es schert ihn nicht, daß sein Geschaue mich stört. Draußen zieht die halbe Stadt vorbei, zwischen Bäumen und Häusern gibt es Abwechslung. Man sagt, so alte Leute spüren mehr als junge. Vielleicht sogar, daß ich heute ein kleines Handtuch, Zahnpasta und eine Zahnbürste in der Handtasche habe. Und kein Taschentuch, denn weinen will ich nicht. Paul hat nicht gespürt, wieviel Angst ich habe, daß Albu mich heute unter sein Büro in die Zelle führen könnte. Ich habe ihm nichts gesagt, wenn es so wird, erfährt er es noch schnell genug. Die Straßenbahn fährt langsam. Der Strohhut des Alten hat ein fleckiges Band wahrscheinlich vom Schweiß oder vom Regen. Albu wird mir, wie immer, zur Begrüßung einen Handkuß mit Spucke geben.

*Major Albu* hebt meine Hand an den Fingerspitzen und drückt mir die Nägel zusammen, daß ich schreien könnte. Mit der Unterlippe küßt er meine Finger, die obere hält er frei, damit er reden kann. Er gibt mir den Handkuß immer auf die gleiche Art, aber beim Reden sagt er immer etwas anderes:

Na na, deine Augen sind heute entzündet.

Mir scheint, dir wächst ein Schnurrbart, in deinem Alter ein bißchen früh.

Ach, das Händchen ist heute eiskalt, hoffentlich nicht vom Kreislauf.

Oje, dein Zahnfleisch schrumpft, als wärst du deine Oma.

Meine Oma ist nicht alt geworden, sage ich, es blieb ihr keine Zeit, die Zähne zu verlieren. Was mit den Zähnen meiner Oma war, wird Albu wissen, darum erwähnt er sie.

Als Frau weiß man, wie man heute aussieht. Und daß ein Handkuß erstens nicht weh tut, zweitens nicht naß ist, drittens auf die Rückseite der Hand gehört. Wie ein Handkuß auszusehen hat, wissen Männer besser als Frauen, Albu bestimmt auch. Sein ganzer Kopf riecht nach Avril, einem französischen Parfüm, das auch mein Schwiegervater, der Parfümkommunist, benutzte. Alle anderen Leute, die ich kenne, würden es nicht kaufen. Es kostet auf dem Schwarzmarkt mehr als ein Anzug im Laden. Vielleicht heißt es auch September, den bitteren, rauchigen Geruch von brennendem Laub verwechsle ich aber nicht.

Wenn ich mich an den kleinen Tisch gesetzt habe, sieht

Albu, daß ich die Finger an meinem Rock reibe, nicht nur, um sie wieder zu spüren, sondern auch, um die Spucke abzuwischen. Er dreht an seinem Siegelring und schmunzelt. Und wenn schon, Spucke kann man abwischen, sie trocknet sogar von selbst und ist nicht giftig. Spucke hat jeder im Mund. Andere spucken auf den Gehsteig und zerreiben es mit dem Schuh, weil es sich nicht einmal auf dem Gehsteig gehört. Albu spuckt bestimmt nicht auf den Gehsteig, in der Stadt, wo man ihn nicht kennt, spielt er den feinen Herrn. Meine Nägel tun weh, aber er hat sie noch nie blau gedrückt. Sie tauen wieder auf, als kämen eiskalte Hände plötzlich ins Warme. Daß ich glaub, mir rutscht das Hirn vornüber ins Gesicht, das ist das Gift. Demütigung, wie soll man es anders sagen, wenn man sich am ganzen Körper barfuß fühlt. Nur was dann, wenn sich mit dem Wort nicht viel sagen läßt, wenn das beste Wort schlecht ist.

*Seit drei Uhr* heute morgen hab ich gehorcht, wie der Wecker tickt: Bestellt, bestellt, bestellt... Im Schlaf tritt Paul quer durchs Bett und zuckt zurück, so schnell, daß er ohne aufzuwachen selber erschrickt. Das ist eine Angewohnheit. Mein Schlaf ist vorbei. Ich liege wach und weiß, daß ich die Augen schließen müßte, um wieder einzuschlafen. Aber ich schließe sie nicht. Ich habe das Schlafen schon öfter verlernt und wieder lernen müssen, wie es geht. Es geht ganz einfach oder gar nicht. Alles schläft gegen Morgen, auch Katzen und Hunde streifen nur die halbe Nacht um die Mülltonnen. Wenn man weiß,

daß man doch nicht schlafen kann, ist es leichter, im dunklen Zimmer an etwas Helles zu denken, als vergebens die Augen zuzudrücken. An Schnee, geweißte Baumstämme, weiße Zimmer, viel Sand – damit hab ich mir öfter, als mir lieb war, bis es hell wurde, die Zeit vertrieben. Heute morgen hätte ich an Sonnenblumen denken können, und tat es auch, aber vergessen, daß ich für Punkt zehn bestellt bin, kann ich dabei nicht. Seit der Wecker bestellt, bestellt, bestellt tickte, habe ich an Major Albu denken müssen, noch bevor ich an mich und Paul gedacht habe. Heute war ich, als Paul zuckte, schon wach. Ich hatte schon, als das Fenster grau wurde, an der Zimmerdecke ganz groß Albus Mund gesehen, die rosa Zungenspitze hinter der unteren Zahnreihe, und die mokante Stimme gehört:

Warum die Nerven verlieren, wir fangen erst an.

Nur wenn ich zwei, drei Wochen nicht bestellt bin, werde ich von Pauls Beinen geweckt. Dann bin ich froh, es zeigt sich, daß ich wieder gelernt habe, wie das mit dem Schlafen geht.

Wenn ich das Schlafen wieder gelernt hab und Paul morgens frage: was hast du geträumt, kann er sich an nichts erinnern. Ich zeige ihm, wie er mit gespreizten Zehen ausschlägt, dann die Beine schnell zurücknimmt und die Zehen krümmt. Ich zieh den Stuhl vom Tisch in die Küchenmitte, setz mich hin, halte die Beine in die Luft und führe das Ganze vor. Paul kann dabei lachen, und ich sage:

Du lachst über dich.

Na ja, vielleicht bin ich im Traum Motorrad gefahren und habe dich mitgenommen, sagt er.

Das Zucken ist wie vorpreschen und mittendrin fliehen,

ich bilde mir ein, es kommt vom Trinken. Das sage ich nicht. Und nicht, daß die Nacht das Torkeln aus Pauls Beinen mitnimmt. So muß es sein, sie packt es an den Knien, zieht es zuerst in die Zehen, dann ins sackdunkle Zimmer. Und gegen Morgen, wenn die Stadt ganz für sich schläft, ins Schwarze auf der Straße draußen. Wenn es nicht so wäre, könnte Paul beim Aufwachen nicht gerade stehen. Wenn die Nacht von jedem den Suff nimmt, müßte sie gegen Morgen voll sein bis zu den Sternen. Es trinken so viele in der Stadt.

Kurz nach vier sind auf der Ladenstraße unten die Lieferwagen angekommen. Sie zerreißen die Stille, brummen viel und liefern wenig, einige Kisten mit Brot, Milch und Gemüse und viele mit Schnaps. Wenn da unten das Essen ausgeht, finden Frauen und Kinder sich damit ab, die Schlangen gehen auseinander, die Wege führen nach Haus. Aber wenn die Flaschen ausgehen, verfluchen die Männer ihr Leben und ziehen das Messer. Die Verkäufer reden ihnen zu, aber das hält nur, bis sie wieder draußen sind. Sie gehen auf die Suche, streichen in der Stadt herum. Die ersten Schlägereien gibt es, weil sie keinen Schnaps finden, die nächsten, weil sie vollgesoffen sind.

Der Schnaps wächst zwischen den Karpaten und der dünnen Ebene im Hügelland. Da stehen Pflaumenbäume, daß man die winzigkleinen Dörfer dazwischen kaum sieht. Ganze Wälder, im Spätsommer blau angeregnet, die Äste tragen sich krumm. Der Schnaps heißt wie das Hügelland, doch niemand benutzt den Namen auf dem Etikett. Namen bräuchte er keinen, es gibt nur einen Schnaps im Land, und die Leute nennen ihn nach dem

Bild des Etiketts: «Zwei Pflaumen». Die beiden Pflaumen mit aneinander gelehnten Wangen sind den Männern so vertraut wie den Frauen die Heilige Maria mit dem Kind. Es heißt, die Pflaumen zeigen die Liebe zwischen dem Trinker und der Flasche. In meinen Augen ähneln die Pflaumen mit aneinander gelehnten Wangen mehr den Hochzeitsbildern als der Maria mit dem Kind. Auf keinem Bild in der Kirche ist der Kopf des Kindes so hoch wie der seiner Mutter. Das Kind lehnt die Stirn an die Wange der Heiligen, seine Wange an ihren Hals und sein Kinn an ihre Brust. Außerdem kommt es zwischen dem Trinker und der Flasche wie bei den Paaren auf den Hochzeitsbildern, sie machen einander zunichte und lassen einander nicht los.

Ich trage auf meinem Hochzeitsbild mit Paul keine Blumen, keinen Schleier. Mir glänzt die Liebe neu in den Augen, doch ich heirate zum zweiten Mal auf diesem Bild. Unsere Wangen lehnen wie zwei Pflaumen aneinander. Seit Paul so viel trinkt, ist unser Hochzeitsbild Wahrsagerei. Wenn Paul bis zum späten Abend auf Sauf tour in der Stadt ist, hab ich Angst, daß er nie mehr nach Hause kommt und sehe das Hochzeitsbild an der Wand so lange an, bis sich der Blick verschiebt. Dann schwimmen unsere Gesichter, die Stellung unserer Wangen ändert sich, zwischen ihnen steht ein bißchen Luft. Meist schwimmt Pauls Wange von meiner Wange weg, als käme er spät nach Haus. Aber er kommt, Paul ist noch immer nach Haus gekommen, sogar nach dem Unfall.

Manchmal wird polnischer Büffelgrasvodka geliefert, der süßbittere, gelbe. Er wird zuerst verkauft. In jeder Fla-



sche steht ein langer, ertrunkener Halm, der beim Einschenken zittert, aber nie umfällt oder herausgeschwemmt wird. Trinker sagen:

Der Grashalm bleibt in der Flasche wie die Seele im Körper, darum behütet er die Seele.

Zu dem brennenden Geschmack im Mund und dem flackernden Suff im Kopf gehört dieser Glaube. Die Trinker öffnen die Flasche, das Einschenken gluckst im Glas, der erste Schluck läuft in den Hals. Die Seele, die immer zittert, nie umfällt und den Körper nie verläßt, fängt an, behütet zu werden. Auch Paul behütet seine Seele und muß sich keinen Tag sagen, daß sein Leben nicht zu packen ist. Vielleicht wäre es gut ohne mich, doch wir sind gerne zusammen. Der Schnaps nimmt den Tag weg und die Nacht den Suff. Aus der Zeit, als ich noch frühmorgens zur Konfektionsfabrik mußte, weiß ich, daß die Arbeiter sagten: Das Laufwerk der Nähmaschinen ölt man durch die Rädchen, das Gehwerk der Menschen durch den Hals.

Damals fuhren Paul und ich jeden Tag um Punkt fünf mit dem Motorrad zur Arbeit. Wir sahen die Lieferwagen vor den Läden, die Fahrer, Kisträger, die Verkäufer und den Mond. Jetzt höre ich nur den Lärm und gehe nicht zum Fenster, und sehe auch den Mond nicht an. Ich weiß noch, daß er wie ein Gänseei auf der einen Seite des Himmels aus der Stadt hinausgeht und auf der anderen die Sonne kommt. Daran hat sich nichts geändert, auch bevor ich Paul kannte und zu Fuß bis zur Straßenbahn ging, war es so. Es war mir auf dem Fußweg nicht geheuer, daß am Himmel oben etwas Schönes ist, und auf der Erde

unten kein Gesetz, welches das Hinaufsehen verbietet. Es war also erlaubt, dem Tag etwas abzuluchsen, bevor er elend wurde in der Fabrik. Ich fror, weil ich mich nicht satt sehen konnte, nicht weil ich zu dünn angezogen war. Der Mond ist zerfressen um diese Zeit, weiß am Ende der Stadt nicht wohin. Der Himmel muß den Boden loslassen, wenn es hell wird. Die Straßen laufen steil hinunter und hinauf auf ebener Erde. Die Straßenbahnwagen fahren hin und her wie beleuchtete Zimmer.

Auch die Straßenbahnen kenne ich von innen. Wer um diese Uhrzeit einsteigt, ist kurzärmlig, trägt seine abgewetzte Ledertasche und an beiden Armen Gänsehaut. Er wird mit trägen Blicken abgeurteilt. Man ist unter sich, die Arbeiterklasse. Bessere Leute fahren mit dem Auto zur Arbeit. Und untereinander vergleicht man: Der hat es besser, der schlechter. Genau wie man selbst hat es keiner, das gibt es nicht. Man hat wenig Zeit, bald kommen die Fabriken, die Taxierten steigen nacheinander aus. Geputzte oder staubige Schuhe, schiefe oder gerade Absätze, ein frischgebügelter oder verhutzelter Kragen, Fingernägel, Uhrriemen, Gürtelschnalle, Scheitellauf, alles pocht auf Neid oder Verachtung. Vor verschlafenen Blicken kann sich nichts verbergen, nicht einmal im Gedränge. Die Arbeiterklasse sucht Unterschiede, es gibt keine Gleichheit am Morgen. Die Sonne fährt innen mit und zieht draußen die Wolken weiß und rot nach oben für die Mittagsglut. Niemand trägt eine Jacke, das Frieren am Morgen heißt frische Luft, weil am Mittag der dicke Staub und die teuflische Hitze kommen.

Wenn ich nicht bestellt bin, schlafen wir jetzt um diese

Zeit noch Stunden. Statt tiefschwarz ist der Tagschlaf flach und gelb. Wir schlafen unruhig, die Sonne fällt uns aufs Kissen. Aber den Tag kann man dennoch verkürzen. Wir werden noch früh genug beobachtet, uns läuft der Tag nicht weg. Man kann uns immer etwas vorwerfen, auch wenn wir fast bis Mittag schlafen. Sowieso wirft man uns immer etwas vor, an dem nichts mehr zu ändern ist. Man schläft, aber der Tag wartet, auch ein Bett ist kein anderes Land. In Ruhe lassen wird man uns erst dann, wenn wir bei Lilli liegen.

Natürlich muß Paul auch seinen Rausch ausschlafen. Erst um die Mittagszeit sitzt sein Kopf fest im Nacken, sein Mund kann wieder reden, schlürft die Wörter nicht mit einer Stimme, die geliehen ist vom Suff. Nur sein Atem riecht noch, als müßte ich unten an der offenen Bartür vorbei, wenn Paul in die Küche kommt. Seit dem Frühjahr sind die Trinkzeiten durch ein Gesetz geregelt, erst nach elf Uhr ist das Trinken erlaubt. Aber die Bar öffnet immer noch um sechs, und bis elf steht der Schnaps in Kaffeetassen, danach gibt es Gläser.

Paul trinkt und ist nicht mehr derselbe, schläft seinen Rausch aus und ist wieder derselbe. Gegen Mittag wäre alles wieder gut und wird wieder verdorben. Paul hütet seine Seele, bis das Büffelgras auf dem Trockenen steht, und ich grübele, wer wir sind, ich und er, bis ich nichts mehr weiß. Wenn wir gegen Mittag am Küchentisch sitzen, ist es falsch, über den Rausch von gestern zu reden. Dennoch sage ich mal das eine, mal das andere:

Der Schnaps ändert nichts.

Warum machst du mir das Leben schwer.

Dein Rausch war gestern größer als die Küche hier.